Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 32

Artikel: Der Maler des Bielersees : Ernst Geiger, Twann

Autor: Schweizer, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640594

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

pern. „Kathi! Ich kann ihm nicht danken! Nie, niemals! O, wie unglücklich bin ich!“

„Nun,“ meinte Kathi begütigend, „Sie brauchen das ja auch nicht zu tun, Frölen; Mama wird das ja alles schon besorgen.“

„Mama!“ rief das Mädchen.

„Mein Gott, Frölen, hat Sie das erschreckt?“

Aber das Kind saß da, die nackten Arme vor sich hingestreckt, in ihrer hülflosen Schönheit selbst für die Augen des armen alten Weibes ein bezaubernder Anblick. „Mama!“ rief sie abermals. „Ja, ja, Kathi, die würde es tun; und wenn ich sie noch so viel bäte, sie würde es dennoch tun. — Kathi, sie darf es nie erfahren; versprich es mir, schwöre es mir, Kathi!“ Sie hatte die Arme um den Hals der alten Frau gelegt, die neben ihr niedergekniet war.

„Ja, ja, Frölen, wenn Sie nur ruhig werden, ich will schweigen wie das Grab.“

„Nein, Kathi, schwöre es mir ordentlich! Sage: Bei Gott! daß du schweigen willst.“

„Nun, Frölen: bei Gott! — Es hätt's auch ohne dies getan.“

„Ich danke dir, alte Kathi! Aber es war noch einer da. — War es nicht?“

„Ja, Frölen, es war — —“

„Nein, nein, nicht seinen Namen, Kathi!“ Und sie verschloß den Mund der Alten mit ihrer kleinen kalten Hand. „Sage nur, hat er mich erkannt, kann er mich erkannt haben?“

„Ich glaube nicht, Frölen. Als Sie auf den Deich gegangen kamen, war er mit dem andern drüben auf dem Floß. Nachher war er zu weit entfernt; auch ist er gleich zur Stadt zurückgegangen.“

Das Mädchen nickte und legte sich, wie um auszuruhen, auf das harte Kissen der Ruhebank zurück, die Hände hinten um den Kopf gefaltet.

Die Alte war aufgestanden. „Ich komme gleich zurück,“ sagte sie; „ich geh' nur, um dem andern Herrn zu sagen, daß das Frölen munter ist und daß wir keinen Doktor brauchen.“

„Aber vergiß nicht, Kathi!“

„Nicht doch, Frölen; ich hab' es ja geschworen.“

— — Als die Alte nach einiger Zeit zurückkam, fand sie ihren jungen Gast schon völlig angekleidet, eben damit beschäftigt, ein weißes Schnupftuch sich um den Kopf zu knoten. Aber die gute Alte ließ sie so nicht fort; der Kaffee war ja noch heiß, und das Kind, da es so fror, ließ sich eine Tasse schon gefallen. „Und nun,“ sagte die Alte, „wenn Frölen warten wollen, können wir gleich zusammen gehen.“

Aber das Frölen wollte nicht auf dem geraden Wege nach der Stadt zurück; das Frölen wollte den weiten Umweg durch den Koog machen. Die Alte meinte zwar: „Um Gottes willen, Kind, wenn Sie so bange sind vor dem jungen Herrn — er wird gleich von dem Floß herauskommen; wir warten nur ein Weilchen, dann ist er lange vor uns schon zur Stadt!“

Aber das Frölen wollte doch nicht.

„Nun,“ sagte die Alte, „so geh' ich mit Ihnen; bei mir zu Hause wartet keiner als mein Hinz, und der wartet auch nicht, der schläft unterm Kachelofen; — Sie können da nicht allein gehen, über all die Stege und durch all das Viehzeug hindurch.“

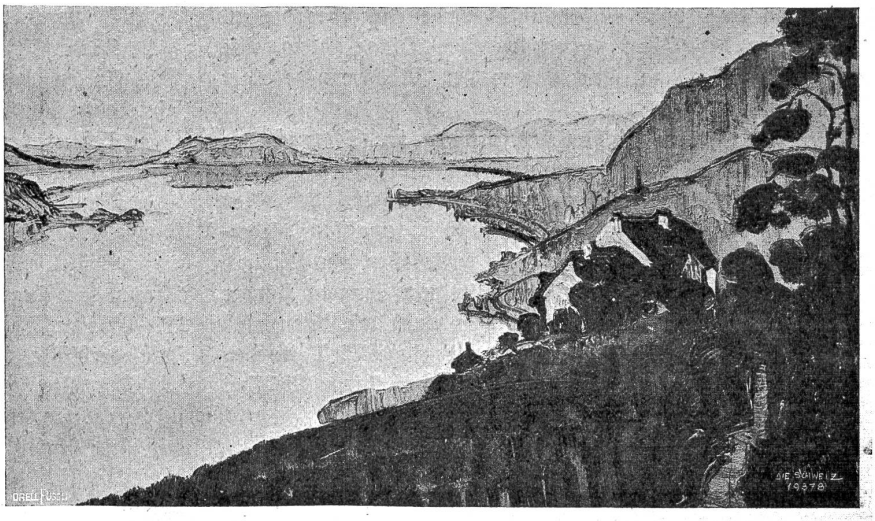
Aber das Frölen wollte auch das nicht; sie wollte eben ganz allein gehen. „Kathi, alte Kathi!“ sagte sie und streichelte mit ihrer kleinen Hand die runzligen Wangen der alten Frau; „die Küh' und Ochsen tun mir nichts. Siehst du, ich bin ja ganz in Weiß; kein Läppchen Rot an mir!“ Und sie schlug mit beiden Händen das luftige Sommerkleid zurück. „Da ist ja festes Land; ich laufe rasch hindurch; dann schlüpf' ich hinten in unsern Garten, und — siehst du, niemand hat mich gesehen als du, alte Kathi; und du — du hast geschworen!“

(Fortsetzung folgt.)

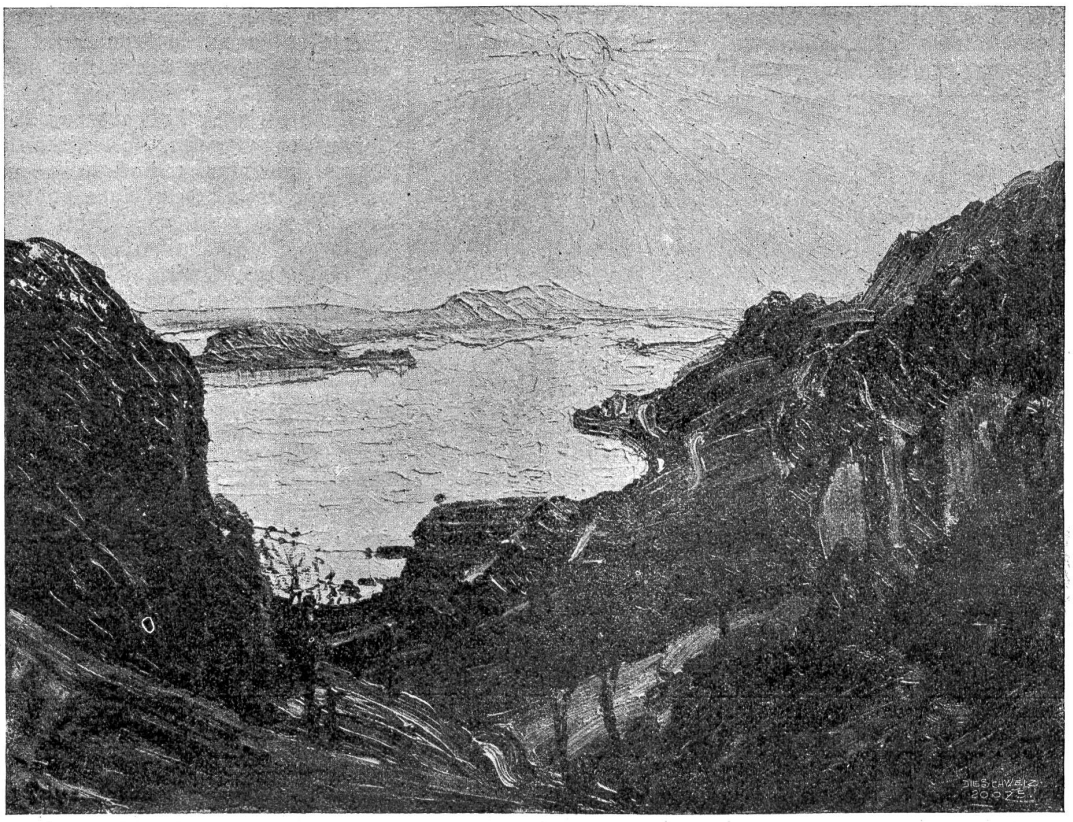
Der Maler des Bielersees: Ernst Geiger, Twann.

Von Walter Schweizer, Beaumont.

Wer kennte ihn nicht, den herrlichschönen Bielersee und den wildromantischen Höhenweg, der, von Biel ausgehend, uns die Schönheiten der Seelandschaft in wunderbarer Schöne vor Augen führt und uns vor die Füße legt. Der Höheweg, auf dessen Pfaden dir die Poesie in höchsteigener Person begegnet, dich grüßt und freundlich zur Rast unter alten, mit Moos und grauem Flechtenbart behangenen Bäumen einlädt. Folge der freundlichen Einladung, und sie wird dir allerlei erzählen, Schönes und Trauriges, von alten Zeiten, wo noch der Römer im Lande gebot und wo seine Macht alles unterjochte. Sie wird dir berichten von Heermassen, die durch die Vy d'Etraz, via strata der großen Straße Aventicum-Petinesca-Salodurum zuzogen, brennend und sengend alles vor sich her verwüstend. Aber auch von der Poesie, die an den Gestaden herrschte, wird sie dir erzählen, als noch die Pfahlbauer und Kelten auf den blauen Fluten ihr Wesen trieben und dem Fischfang oblagen. . . . . Alte Erinnerungen auf Schritt und Tritt,



Ernst Geiger, Twann: Abend am Bielersee.



Ernst Geiger, Twann: Herbstsonne.

Geschichte erzählen dir diese Fluren. . . . So gelangen wir mühelos zu dem in ferner Abgeschiedenheit gelegenen Bergdörfchen Gaicht, das mit freundlichen Dächern und blauem Räuchlein aus dem Walde und aus den Obstgärten herausgrüßt. Nach Süden zu senkt sich nun der Pfad, um nach Twann abzudrehen. Nach viertelstündiger Wanderung gelangen wir auf den Kapf, hoch über dem See gelegen, ihn beherrschend wie kein Punkt auf der ganzen Linie. Drunten zu Füßen grüßt das traute Dörfchen Twann herauf, der See liegt ausgebreitet vor dir in der ganzen Schöne und Herrlichkeit eines Sommertages. Die Insel, das poesieumsponnene Eiland, träumt verblauend herauf, und die Berge im Hintergrund bilden einen schönen Rahmen zu dem ganzen Bilde. Es ist Schönheit, Anmut, Harmonie, was dir vom Kapf aus zu Füßen gelegt wird, kein Wunder denn, daß Ernst Geiger diesen Kapf zu seinem Künstlerheim auserkoren hat. Hat er ja doch hier seine Motive direkt vor seinem Fenster ausgebreitet, ohne daß ihm jemand hier im Wege stände.

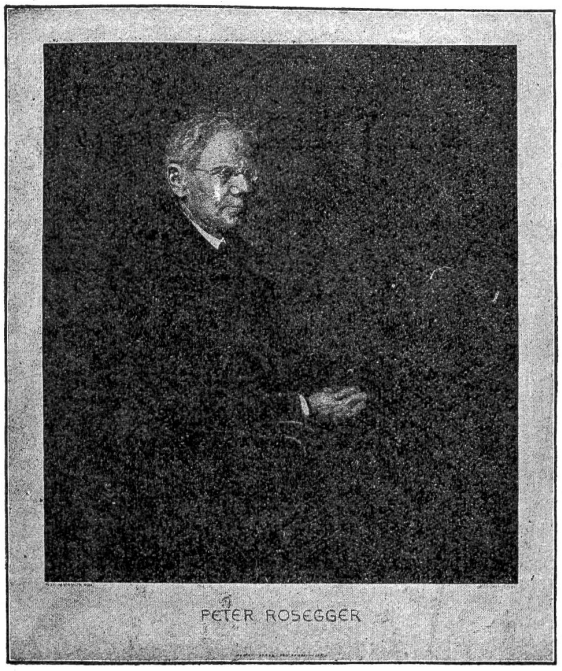
Geboren am 1. Februar 1876 in Brugg, besuchte er die Kantonsschule in Aarau und studierte zunächst Medizin in Basel, dann Forstwirtschaft und Naturwissenschaft in Zürich. 1900 promovierte er zum Doktor und begann alsdann seine Lehrtätigkeit in Thüringen. In dieser Tätigkeit nicht seine Freude findend, wandte er sich nach Zürich zurück, studierte dann Malerei, vervollständigte die Studien in München und Paris, und nun ging's auf Malreisen. Diese führten ihn durch die Schönheiten Oberitaliens, der Riviera, nach Nordwestfrankreich. Bei diesen seinen Studienreisen füllten sich seine Mappen mit Skizzen und Studien bunter Art und reich beladen an Eindrücken und Schönheiten, Anregungen zog er wieder nach Hause. Einige Jahre verblieb er anfangs im Aargau, bis er 1907 nach Bern übersiedelte. Da diese Gegend auch nicht seinem Schaffen entsprach, wandte er sich 1911 unserem See zu und schlug sein Heim auf dem Kapf oben auf, im Sommer sich hier oben der schönen Kunst widmend, im Winter aber seine zweite Heimat im Süden suchend, im sonnigen, warmen Tessin. So ist das Tessin ihm zur zweiten Heimstätte der Kunst geworden, aber, wie die Schwalben immer wieder nach Norden ziehen, so zieht es auch unsern Meister immer wieder an den herrlichschönen Bielersee.

Wenn wir uns jetzt in die schier unerschöpfliche Vielseitigkeit der Seelandschaft verlieren, all deren innerste Reize auskosten wollen, so vertrauen wir uns dabei der Hand eines berufenen Führers an, der mit tiefem Herzen diese Schönheit erfaßt hat und dem die Meistergabe verliehen ist, all ihre Schönheiten in seinen Werken voll auszuschöpfen — wir meinen den Landschafter Ernst Geiger. Wie sehr das Spezialistentum auch in der Malerei Mode geworden ist und so gerade für manch hochberühmten Führer der Modernen das Wort geprägt zu sein scheint, daß sich in der Beschränkung seines Sujets erst der Meister zeige, so bleibt Beschränkung hier doch immer ein Zeichen von Armut, das alle Virtuosität der Technik nicht ersetzen kann. Das große, reiche, überflutende Talent wird doch immer wieder hinwegbrechen über enge Schranken und in allumfassendem Schaffensdrang alles zu ergreifen suchen trachten, was da an Schönheit gewaltig lockt.

So geht es Geiger und eine erstaunliche Arbeitsfreudigkeit und Kraft kommt ihm dabei zustatten. Welche schier unerschöpfliche Fülle sorgfältig, fast bildmäßig durchgearbeiteter Studien bergen seine Mappen, welch reiche Zahl meisterlich ausgeführter Bilder hat der erst im frischesten Mannesalter Stehende nicht schon geschaffen, und zumeist Bilder beträchtlichen Formats. Ist es ihm doch eine wahre Lust, sich so mit einer wirklich bewundernswerten, nie erlahmenden Kraft auszuarbeiten. So umfaßt denn Geigers künstlerisches Schaffen die Seeländer Landschaft in ihrem vollen Umfange — den sonndurchglitzerten Buchenwald des Jura, die rotflimmernde Herbstlandschaft der Felsenhänge, mit dem grünen Einwurf der Föhren und Tannen; das saftige Wiesland zu Füßen des Sees, die bunten Reben in ihren verschiedensten Stadien und dann endlich der See selbst in seinen tausend verschiedenen Eigenheiten und Schönheiten.

Geiger hat sich nie einer bestimmten Schule angeschlossen, von früh an ist er als selbständige Natur auch in künstlerischer Beziehung seine eigenen Wege gewandelt. Gerade die hohe Freude an der Farbe bekunden uns so recht Geigers Seebilder. Bald zeigt er uns die ganze flache Ebene, einen einzigen grün-blauen Ton, sich zur Ferne duftig violett auflösend, der in der Morgenstunde zum blauen Gedämmer wird und uns in der Abendstunde über alle Stufen eines flirrenden Goldbronzetones in die satten Tinten des Pur-

purs, Dunkelviolett und allertiefsten Blauschwarz übergeht, über den noch lange nach dem Versinken des Sonnenballs ein breiter, rotgelb glühender Streifen glimmt.



Nach einem Gemälde von Ferd. Pamberger, Graz.

Geiger ist in seiner Art, die Natur zu sehen, Poet — er wird stets nur das in höherem Sinne Schöne und Große darstellen können —, aber trotzdem ist er Realist. Er verläßt nie den Boden der Wirklichkeit, weder in der Zeichnung, noch in der Farbe. Ebensowenig wie er etwas von klügelnden Formenkonstruktionen weiß, die die Wirkung eines Bildes durch geometrische Gesetze zahlenmäßig zu ertüfteln suchen, ebensowenig läßt er sich zu preziösen Farbenkunststückchen verleiten, die in einem Experimentieren mit neuen, interessanten Tonkombinationen, in einem nicht aus dem Empfinden heraus geborenen, sondern verstandesmäßig berechneten Mischen komplementärer oder kontrastierender Farbenklänge das letzte Wesen der Kunst entdeckt zu haben glauben. Dazu steckt in Geiger viel zu viel gesunde Kunst. Er ist, wie gesagt, Realist, aber doch nicht Photograph der Natur, der geistlos ihre Formen und Farben nachbildet. Vielmehr sieht er mit dem Auge des Künstlers, das das für die Landschaft Typische, das künstlerisch Notwendige unterscheidet von dem Zufälligen, das überflüssig ist oder wohl störend. Während er dann in der Wiedergabe dieses zufällige Beiwerk der Natur wegläßt, ergänzt er deren Lücken — denn die Natur schafft ja niemals in künstlerischem Sinne Vollkommenes — durch die eigene schöpferische Hand.

Ein weiterer charakteristischer Zug an Geiger ist seine Frohheit, seine wohltuende Freude an der Farbe, die wahrhaft herzerfrischend wirkt in unserer nervenschwachen, hyperklugen Zeit, wo uns das ängstliche Abdämpfen aller Empfindungsreize als Wahrzeichen letzter, höchster Kunstvollendung gepriesen wird.

Geiger ist ein freudiger Bejaher des Lebens; mattes Halbdunkel, düstere Melancholie liegen ihm nicht. Licht, Farbe, das sind seine Existenzbedingungen, die er sich von keiner Zeitrichtung verkümmern läßt. Und er hat recht damit. So stark ist in ihm dieses Bedürfnis nach dem Frohen und Hellen, daß er selbst da, wo er einmal den Grundakkord auf schwere, düstere Töne gestimmt hat, sich doch irgend einen siegreich hindurchbrechenden Lichtblick nicht versagen kann. So predigt er uns in seinen Bildern ein frohes Lebensevangelium mit starker, überzeugender Kraft.

Um endlich auch über Geigers Technik noch ein paar Worte zu sagen, so kennzeichnet ihn hier das Bestreben, die schlichte Größe der Natur mit entsprechenden Mitteln darzustellen. Er verzichtet auf jede Effekthascherei, mit einem möglichst geringen Aufwand von Mitteln sucht er die größten Wirkungen zu erzielen. In wenigen, aber starken, tiefklingenden Tönen, in einfachen, doch großzügigen Linien sucht er uns das, was er mit dem Auge und dem Herzen geschaut hat, innerlich nahezubringen. Seine Bilder und Studien weisen ein sorgfältiges Durcharbeiten auf, wie es in unseren Tagen nur selten geübt wird. Manch einer von den Jungen, der uns in abenteuerlichen Farbenkompositionen sein unreifes Empfinden vorstammelt, verbirgt das mangelhafte Können hinter der großartigen Geste des kühlen Verachters. Darum kann man um so größere Freude haben an einem hochstehenden Künstler wie Ernst Geiger, der mit einer durchaus modernen, realistischen Auffassung der Natur die Kunst bildlicher Wiedergabe in einer so meisterlichen Technik voller Liebe und Sorgfalt zu verbinden weiß.

Peter Rosegger über seine Vorleserreisen*)

(Aus „Mein Weltleben". Verlag von L. Staackmann, Leipzig.)

Mit gemischten Empfindungen denke ich zurück an die Zeit meiner Vorleserreisen. Ich war den Einladungen halb widerwillig gefolgt, aber es gab so viel Schönes dabei. Man reist wie ein König, nur viel bequemer, man wird gefeiert wie ein Gott, nur viel wärmer, man hat Abenteuer wie ein fahrender Spielmann. Man könnte renommieren...

Angefangen hat's in Graz, bald nach dem Erscheinen meiner ersten Bücher in steirischer Mundart, so ums Jahr 1870. Ich hatte damals von einem Schauspieler öffentlich meinen „Aehndl Noah" vorlesen gehört. Die unrichtige Betonung, die Mundartfehler, das Theatralische — alles zusammen war so bedenklich, daß ich mir sagte: bedenklicher könntest es auch du nicht machen. In Privatgesellschaften mochte ich hie und da schon einen schüchternen Versuch gewagt haben. Bei einem Heringsschmaus des Grazer akademischen Gesangvereins war es, daß ich dem Drängen der Leute nachgab, auf das Podium sprang und ein lustiges Geschichtlein in steirischer Mundart vorlas. Das Beifallsgeschrei, das darauf losgebrochen, hat mich bloß verblüfft. Wenn sie einen solchen Lärm schlagen, dann sollen sie so bald nicht wieder etwas zu hören bekommen. Am nächsten Tage stand's sogar in der Zeitung — ich schämte mich ein wenig und war ein wenig stolz.

Von diesem Tage an verging kaum eine Woche, ohne daß ich angegangen wurde, irgendwo etwas vorzulesen, sei es bei Festunterhaltungen, bei Wohltätigkeitsakademien oder in heiteren Privatkreisen. Man brauchte bald nicht lange zu bitten, mir gefiel, daß ich gefiel, und wenn sie bei meinen Schwänken lachten, so lachte ich lustig mit. Die Säle waren stets überfüllt. es hieß, die Leute kämen meinetwegen; wo ist der junge Mensch, dem das nicht schmeichelte! Der Lärm war oft so ungestüm, daß mir bange wurde, er stand zu den Kleinigkeiten, die ich bot, in keinem Verhältnis. Solcher Beifall ward mir manchmal sogar bedenklich, weil er gerade bei den tollsten Späßen zum Uebermaße wuchs. Das würde nicht lange anhalten, war meine Meinung, doch so lange die

*) Am 26. Juni letzthin, wenige Tage vor seinem 75. Geburtstage, starb in Krieglach, in seiner steirischen Heimat, Peter Rosegger, der Dichter der „Zither- und Hackbrett-Lieder", der „Schriften des Waldschulmeisters", des „Ewigen Lichts", des „Gottsuchers", des „Heidepeters Gabriel", des „Erdsegens" und wie seine Romanbücher alle heißen. Seit Schiller hat kein deutscher Dichter in dem Maße die Gunst des Publikums besessen wie er. Bei Anlaß seines Todes wird man seine biographischen Bücher wie „Meine Waldheimat" und „Mein Weltleben" mit Interesse wieder lesen. Besonders das letztere enthält manch eine seiner unterhaltlichen „plaudersamen Beichten", die sich so genußvoll lesen. Unsere „alten Leser" verweisen wir zudem auf die längere Abhandlung über Roseggers Leben und Wirken, die bei Anlaß seines 70. Geburtstages im Jahrgang 1913, S. 235 ff. dieses Blattes veröffentlicht wurde.